

Bernhard Grom SJ

Der Tod in der neueren Lyrik

Mit dem Wissen um die eigene Lebensendlichkeit kann man höchst unterschiedlich umgehen. Welche ganz persönlichen Reaktionen werden in der neueren Lyrik ausgesprochen; welche Todesdeutungen der Tradition und Kultur, deren Vorgaben in der öffentlichen Meinung nicht mehr verbindlich sind, aber trotzdem weiterwirken, werden aufgenommen und wie? Die folgenden Beispiele wollen, ohne Anspruch auf Repräsentativität und Vollständigkeit¹, etwas von der möglichen Meinungsvielfalt in diesem Bereich zeigen und bezeichnende Einstellungen herausarbeiten.

Bei keinem prominenten Lyriker der Gegenwart begegnen wir dem marxistischen Eifer, mit dem *Bertolt Brecht* in seinem bekannten Gedicht „Gegen Verführung“ noch meinte, vor Jenseitsverrostungen warnen und zur Nutzung der allzu kurzen Lebenszeit ermahnen zu müssen – ein Aufruf zur Lebensbeschleunigung, der sich in Befehlssätzen und Ausrufezeichen Gehör verschaffen wollte, etwa in der zweiten Strophe:

Laßt euch nicht betrügen!
Das Leben wenig ist.
Schlürft es in schnellen Zügen!
Es wird euch nicht genügen
Wenn ihr es lassen müßt!²

Auch ist nirgends das Freiheitspathos zu spüren, das existenzphilosophischen Todesdeutungen eigen war und das in der bewußtesten Annahme der eigenen Lebensendlichkeit geradezu die notwendige Voraussetzung und damit Chance zum „eigensten Seinkönnen des Daseins“ (Martin Heidegger) und zur Existenzwerdung (Karl Jaspers) sah. Dieser Ansatz hatte noch Simone de Beauvoir zu dem Roman „Alle Menschen sind sterblich“ animiert, in dem sie die Resignation eines italienischen Grafen schildert, der im 14. Jahrhundert ein Unsterblichkeitselixier eingenommen hatte und für den nun das Leben alle Kostbarkeit verloren hat, weil bei unbegrenzter Dauer alles auch verschoben werden kann und ein Augenblick dem anderen gleicht.

Und christliche Positionen? Hoffnung auf unzerstörbares Dasein, da „wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben“ (1 Joh 3, 14)? Die finden sich auch, aber eher selten.

Mit dem Tod spaßen?

Auf das Naturschicksal Tod kann der Mensch zwischen Protest und Ergebung – mit unterschiedlichen Einstellungen reagieren. Das ist an zwei Gedichten der gleich alten, 1927 geborenen Autoren *Günter Grass* und *Robert Gernhardt* abzulesen. Grass meint, darüber flachsen zu können, wenn er in ein Aquarell mit einem liegenden Sack, aus dem Walnüsse quellen, schreibt:

Wegzehrung

Mit einem Sack Nüsse
will ich begraben sein
und mit neuesten Zähnen.
Wenn es dann kracht,
wo ich liege,
kann vermutet werden:
Er ist das,
immer noch er.³

Es ist wie eine Wunschphantasie des bei der Buchveröffentlichung 70jährigen. Aufgeklärt erwähnt er zwar seine Sterblichkeit, beteuert aber in einer Zuversicht, die kaum ernst gemeint sein dürfte: Ein Kerl wie ich ist zwar ins Grab, aber nicht ums Leben zu bringen. Der ganze Aphorismus ist eher ein hübsches Spiel mit der Unsterblichkeitsillusion unseres Alltagsbewußtseins, ist mehr Ausdruck der trotz nötiger Herzbehandlung im Klinikum Lübeck noch ungebrochenen Vitalitätsgewißheit, als eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Tod. Verständlich bei einem, der die Rufe des Kuckucks mitzählt und nach hedonistischem Kalkül urteilt: „Aber so viele Jahre / will ich nicht mehr, / es sei denn, ohne Verbot, / mit Pfeife.“ Bertolt Brecht hätte an diesen Zeilen seine Freude gehabt.

Ganz anders Robert Gernhardt in dem Gedicht „Ach“, das er, zusammen mit anderen Nachdenklichkeiten, nach einer Bypassoperation veröffentlicht hat.

Ach, noch in der letzten Stunde,
werde ich verbindlich sein.
Klopft der Tod an meine Türe,
rufe ich geschwind: Herein!

Woran soll es geh'n? Ans Sterben?
Hab ich zwar noch nie gemacht,
doch wir werd'n das Kind schon schaukeln –
na, das wäre ja gelacht!

Interessant so eine Sanduhr!
Ja, die halt ich gern mal fest.
Ach – und das ist Ihre Sense?
Und die gibt mir dann den Rest?

Wohin soll ich mich jetzt wenden?
Links? Von Ihnen aus geseh'n?
Ach, von mir aus! Bis zur Grube?
Und wie soll es weitergehn?

Ja, die Uhr ist abgelaufen.
Wollen Sie die jetzt zurück?
Gibt's die irgendwo zu kaufen?
Ein so ausgefall'nes Stück

Findet man nicht alle Tage,
womit ich nur sagen will
– ach! Ich soll hier nichts mehr sagen?
Geht in Ordnung! Bin schon⁴

Den letzten Teil dieses Lyrikbandes bildet ein Langgedicht mit dem Titel „Herz in Not“. In ihm gesteht der geübte Satiriker Gernhardt gleichzeitig wehrlos und selbstironisch seine Bedrängnis, wenn er etwa schreibt: „Es quillen auch Tränen. / Die Anlässe: fließend.“ Mit der gleichen Ehrlichkeit legt er im zitierten Gedicht „Ach“ offen, daß ihm angesichts des Todes alle Ansätze zum Spott nur noch zum hilflosen Galgenhumor geraten. Da bemüht er vertraute Redewendungen der Selbstermutigung: „Wir werd'n das Kind schon schaukeln“ und „das wäre ja gelacht“ – und entlarvt sie zugleich als unangemessene Floskeln. Er versucht in einem fiktiven Gespräch mit dem aus zahlreichen Memento-mori-Bildern bekannten Sensenmann (Gernhardt ist auch Maler), durch Witzeln seine intellektuelle Überlegenheit zurückzugewinnen – und erfährt, daß sich der strenge Gebietter dadurch weder auf den Arm nehmen noch ablenken läßt. Das Experiment, die Ohnmacht durch Albern zu überspielen, endet damit, daß nicht der zum Sterben verurteilte Mensch, sondern der stumm verfügende Tod das letzte Wort hat und dem erfahrenen Spötter das Strophenende im Hals stecken bleibt. So wirkt auch das viermal verwendete klassische Klagewort „ach“ wie ein Anlauf zur Ironie, der jedesmal scheitert und im Ernst endet. Ein aufrichtiger Text. Ohne eine Spur von Transzendenz. So wie der ganze Gedichtband keine metaphysischen Überlegungen kennt, außer einigen vulgärreligiösen Vorstellungen von einem willkürlichen Vorsehungsgott, den abzulehnen dem Autor wenig weltanschauliches Differenzierungsvermögen abverlangt.

„Vollkommenes Vergessen“ als Endlichkeitstrost

Ulla Hahn bekennt sich zu einem Endlichkeitstrost, der sich von der Wehmut Robert Gernhardts ebenso abhebt wie von der selbstsicheren Todesgleichgültigkeit eines Günter Grass. Sie, die die Sehnsucht vieler ihrer Geschlechts- und Zeitgenossinnen nach Liebe bei größtmöglicher Emanzipation zu einem Schwerpunkt

ihres lyrischen Werkes gemacht hat, schildert, wie im Augenblick erotischer Erfüllung alles Beunruhigende am Tod vergessen werden kann.

November

Birgt sich der Freund bei mir
wiegen wir uns in vollkommenes
Vergessen der Welt unserer selbst
und daß unser Leben ein endliches ist

So nehmen wir hin
wie die Blätter fallen
bewundern die Eleganz ihres Abgangs
in den Morast und es schwindelt uns nicht

hinter erleuchteten Fenstern
Skelette beim Nachtmahl zu sehen
Wir vertrauen dem Leben in dieser Stunde
ganz wie dem Samen der Schoß.⁵

Die Überschrift und das Bild von den fallenden Blättern ziehen den Leser in eine Novemberreflexion hinein. Der „Abgang in den Morast“, der sonst als Sinnbild des Absterbens und Verendens empfunden wird und einem sogar „Schwindel“ verursachen kann, erscheint dem lyrischen Ich/Wir in seinem Liebesglück wie ein elegantes Schauspiel. So sehr ist es absorbiert von einem Hochgefühl, das es als alles verbindenden, grenzenlosen Kraftstrom erlebt, mit „vollkommenem Vergessen“ der Grenzen zwischen Ich und Welt und all ihrer Endlichkeit. In Ekstasen, Höhepunkt-Erfahrungen und flow-Erlebnissen – sagen uns psychologische Beschreibungsversuche – ist das Zeitgefühl oft verändert oder wie außer Kraft gesetzt. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.“ Er achtet nicht mehr auf Grenzen und Gefahren. Selbst der Gedanke, daß die Menschen in den gegenüberliegenden Wohnungen als potentielle Skelette ihr Abendessen zu sich nehmen, berührt die Glücklichen nicht.

Allerdings ist das Wissen um die Todgeweihtheit allen Lebens in diesen Zeilen unabweisbar. Die Dichterin beantwortet es nicht durch eine rational begründete Zuversicht, sondern durch die Hingabe an das vitale Energieerlebnis der sexuellen Vereinigung („wir vertrauen dem Leben ... ganz wie dem Samen der Schoß“). Diese Art der Bewältigung trägt „in dieser Stunde“. Wie man danach, wenn das „Vergessen“ aufhört und die eigene Sterblichkeit wieder bewußt wird, damit umgeht, verrät der Text nicht. In anderen Gedichten begrüßt Ulla Hahn mit tiefer Melancholie den Tod als Befreier. Ihr Vertrauen in die erotische Erfüllung erinnert an die Aussage des Hohenlieds: „Stark wie der Tod ist die Liebe, die Leidenschaft ist hart wie die Unterwelt“ (Hld 8, 6). Oder an Edvard Munchs Radierung „Das Mädchen und der Tod“ (1894), in der sich die junge Frau willig dem Tod hingibt, wobei auf dem Bildrahmen Samenfäden und Embryonenköpfchen das Wei-

terströmen des Lebens über den Tod der Individuen hinweg andeuten. Wie anders die Auffassung eines anderen großen Erotikers: Marc Chagall. In echt chassidischem Glauben an die Gegenwart Gottes in allen Lebensbereichen hat er Liebespaare gemalt, über denen geigende oder geflügelte Uhren erfüllte Zeit und ein Bote des Himmels die miterfahrene ewige Liebe andeuten.

Ist in unserem Leben dieses andere zu erfahren (um das mißverständliche, parallele Raum-Zeiten suggerierende Reden von Diesseits und Jenseits zu vermeiden), in das wir trotz unserer Sterblichkeit eingehen könnten?

152^o
Gibt es ein Leben nach dem Tod?

Der jüngste der hier zu erwähnenden Lyriker, der 1962 in Dresden geborene *Durs Grünbein*, beantwortet diese Frage mit einem klaren Nein. Grünbein hat in seiner Gedichtsammlung „Den Teuren Toten“ Zeitungsmeldungen vom „Untergang unbedeutender Menschen“ kommentiert: Ein Dreijähriger spielt mit der Pistole seines Vaters und tötet dabei seinen Bruder, ein Filmkritiker stirbt während einer Filmvorführung, eine Frau kommt beim Haarefönen in der Badewanne um usw. Sein eigenes Todesverständnis faßt Grünbein in folgenden Zeilen zusammen:

Sie nimmt mich mit, die Traurigkeit der Körper.
Ekstasen, Schleim, die leeren Hülsen Haut.
Was da ins All abgeht, verrenkt, zerpulvert,
Lief einmal aufrecht, lächelnd, leichtgebaut.

Was dir bevorsteht, siehst du früh bei andern.
Erschreckend klar... Zukunft durch Nichts ersetzt.
Leben ist ein Nullsummenspiel. Zuletzt
Bleibt im Gedächtnis nicht einmal dein eigner Tod.⁶

Wie selbstverständlich deutet er das Sterben rein naturalistisch, biologisch. Es ist für ihn einfach der Zerfall („die Traurigkeit der Körper“) eines einst hochkomplexen Organismus, der einmal durch die typisch menschlichen Eigenschaften des aufrechten Gangs und des Lächelns beeindruckte. Anders als die traditionelle Rede von der Rückkehr des Leibes zur Erde bezeichnet er den toten Körper als etwas, das „ins All abgeht“ – wohl ein Hinweis darauf, daß er mit den heutigen Naturwissenschaften den menschlichen Organismus als kosmischen Staub auf hoher Evolutionsstufe und folgerichtig den Tod als dessen Wiedereintritt in die Chemo- und Bio-Evolution des „Alls“ versteht. Und die geistig-personale Dimension des Menschen? Was ihr („dir“) bevorsteht, ist nach Grünbein bei anderen zu sehen: „Zukunft durch Nichts ersetzt.“ Nichts bleibt von dem bestehen, was unser Gedächtnis, unser Wissen und unseren geistigen Reichtum ausgemacht hat. Das bedeutet er apodiktisch in bildloser Begriffssprache: Das „Nichts“ ist unsere Zukunft. Woher weiß er das so sicher? Aus der Augenschein-Plausibilität des

Leichnams, der keine Zeichen geistigen Lebens mehr gibt – klar zu sehen „bei andern“. Von diesem Standpunkt aus leuchtet denn auch ein, was Grünbein mit Blick auf eine Krematoriumsbestattung schreibt: „Asche ist, was noch übrigbleibt“. Die Lebensbilanz, die sich daraus ergibt, zieht der Text unbekümmert forsch mit einem Begriff der mathematischen Spieltheorie, der oft auf politisch-wirtschaftliche Kooperations- und Konkurrenzverhältnisse übertragen wird: „Leben ist ein Nullsummenspiel.“ Da setzen sich die Interessen des einen Partners in dem Maße durch, als die des anderen nicht verwirklicht werden, so daß der für alle Spieler erreichbare Gesamtgewinn Null ist. Die Natur und ihre Gesetze siegen über den Lebenswillen des Menschen.

Dieses Ergebnis überrascht nicht bei einem Autor, der sich zu den „materialistischen Skeptikern“ zählt, die „Idealisierung“ des Menschen in der philosophischen und literarischen Klassik ablehnt und an seinem Vorbild Georg Büchner, dem gelernten Anatom, röhmt, er sei ein Dichter gewesen, „der seine Prinzipien der Physiologie abgewinnt wie andere vor ihm der Religion oder der Ethik. Aus der reinen Zootomie befreit er die Einsicht, daß Leben sich selbst genug ist und keinen äußeren oder höheren Zwecken gehorcht.“⁷ Der sprachliche Ertrag seiner Überlegungen kann denn auch nach eigenem Eingeständnis nur noch in epigrammatischen Notizen und „semantischer Tristesse“ bestehen. „Aus ihnen spricht weder Lebensweisheit noch Jenseitsglaube.“

Es ist aufschlußreich, damit die Ansicht zu vergleichen, die Hans Magnus Enzensberger im letzten Text seines Gedichtbandes „Kiosk“ äußert.

Die Grablegung

Eine sterbliche Hülle, so heißt es, aber was war drin? Die Psyche, sagen die Psychologen, die Seele, die Seelsorger, die Persönlichkeit, sagen die Personalchefs.	Dazu noch die Anima, die Imago, der Dämon, die Identität, das Ich, das Es und das Überich. Der Schmetterling, der sich aus diesem Gedrängel. erheben soll, gehört einer Art an, von der wir nichts wissen. ⁸
---	---

Reich an Reflexionsbegriffen und sparsam mit Bildern, ist das Gedicht ein Beispiel intellektueller Lyrik und darin dem Text von Durs Grünbein ähnlich. Doch im Unterschied zu dessen Aussage, mit dem Tod stünden wir vor dem Nichts, die für eine skeptische Einstellung viel zu affirmativ ist, stellt Enzensberger eine Frage, denkt über sie nach und schließt mit der Feststellung, daß er die Antwort nicht weiß. Ausgehend von dem bei einer „Grablegung“ häufig verwendeten Ausdruck „sterbliche Hülle“ überlegt er, was „drin“ war und was nach dem Tod daraus geworden ist. Enzensberger ist zu gebildet und zu nachdenklich, um nur der Augenschein-Evidenz des Leichnams zu folgen und die metaphysische Frage

nach der Zweieinheit von Leib und Geist für erledigt zu halten, die von Platon bis zur heutigen „Philosophy of Mind“ das Sichverstehenwollen des Menschen angetrieben hat. Er kann sich offensichtlich nicht wie Brecht und Grünbein umstandslos der naturalistischen Auffassung anschließen und im Sinne eines materialistischen Monismus das Bewußt- und Subjektsein des Menschen einfach aus seinen neurophysiologischen Grundlagen erklären. Er spricht sich auch nicht für einen platonisch-idealistischen Leib-Seele-Dualismus aus. Vielmehr denkt er mit den Begriffen verschiedener Wissenschaftstraditionen und -disziplinen über den geistigen Kern des Menschen nach. Er nennt die Psyche der Psychologie, die Seele der Theologie, die Persönlichkeit der Unternehmensberatung, die Anima archaischer Kulturen, die Imago – ob im Verständnis der Tiefenpsychologie als Idealbild von Bezugspersonen oder in der biblischen Bedeutung von Imago Dei, Ebenbild Gottes, ist nicht zu entscheiden –, den Dämon, der bei Sokrates die Gewissensstimme, bei Schiller, Goethe und Hegel aber die geniale geistige Schöpferkraft des Menschen bezeichnet, die Identität sozialpsychologischer und -philosophischer Autoren sowie die Begriffe Ich, Es und Überich der Freudschen Instanzenlehre.

Einige dieser Ansätze verstehen die Person des Menschen als etwas Immaterielles. Kann sie den physischen Tod überdauern? Der gelehrte Autor weist uns mit dem Symbol des Schmetterlings auf eine lange Hoffnungstradition der Menschheit hin. Der Schmetterling, der sich durch vollständige Metamorphose eines Lebewesens von der Larve über die Puppe in den Falter verwandelt und dann zum Licht erhebt, war in verschiedenen Kulturen ein Sinnbild der Seele und ihrer Berufung zu nachtodlichem Leben. Auch Nelly Sachs hat das Bild als Symbol der Verheißung verwendet, unter anderem in dem Gedicht „Schmetterling“, das mit den Worten beginnt: „Welch schönes Jenseits ist in deinen Staub gemalt.“ Für Enzensberger gehört der „Schmetterling, der sich aus diesem Gedrängel erheben soll“, einer Art an, „von der wir nichts wissen.“ Wissen als empirisch gesicherte oder selbsterfahrene Erkenntnis ist in dieser Frage nicht möglich. Doch das schließt nicht aus, daß die unbekannte Art existieren und die Hoffnung sich erfüllen könnte. Anders als Brecht verkündet Enzensberger kein Hoffnungsverbot, sondern läßt die Frage offen: eine noble, agnostisch-skeptische Einstellung, die ein Neubedenken nicht verhindern möchte.

Gelassen „im Griff“ des absoluten Du

Auch die folgenden Texte von gläubigen Christen geben nicht vor, von einem Leben nach dem Tod zu „wissen“ oder es aus Platons „Beweisen“ für die Unsterblichkeit der Seele ableiten zu können, sondern anerkennen: Alles ist Hoffnung. Sie nennen auch einen Grund für ihr Vertrauen: die Gegenwart des zeitlosen Schöpfers, der sich in Jesus zum Menschen bekannt hat. *Kurt Marti*, reformierter

Theologe in der Schweiz und anerkannter Lyriker, hat sich in seinem Werk mehrmals mit dem Thema Tod befaßt. In einem seiner Gedichte drückt schon die Überschrift den erkenntnistheoretischen Status seiner Todesdeutung aus.

Hoffnung

O nein, o nein,
ich hab' mein Leben nicht im Griff,
überhaupt nicht.
Eher umgekehrt:
ES hat MICH.
ES:
das Leben jetzt,
das Sterben einst,
doch darin, hoff' ich,
DU.⁹

Der Text macht die Erfahrung bewußt, daß das unmenschliche Bestreben, wichtige Ereignisse selbst zu bestimmen, statt sie dem Zufall oder fremden Mächten zu überlassen, nur teilweise zu verwirklichen ist. Vieles haben nicht wir, sondern vieles hat uns „im Griff“. Dieser Gegensatz, den die psychologische Fachsprache in etwa als externe Kontrollüberzeugung im Gegensatz zur internalen bezeichnen würde, macht die aphoristische Pointe dieses Kurzgedichts aus. Dabei präzisiert Marti, daß er die Unplanbarkeit vieler Geschehnisse und schließlich der Lebensdauer nicht als ein Preisgegebensein an dunkle Mächte, an ein anonymes Schicksal oder an die biochemische Maschine des Universums auffaßt, sondern sich in all dem („doch darin“) vom großen, absoluten DU des Schöpfers getragen fühlt, in seinem Griff. Wie Martin Buber nennt er ihn nicht mit dem abgenutzten, oft mißbrauchten Wort „Gott“, sondern mit dem Personalpronomen der direkten Anrede.

Das knappe „hoff' ich“ in der vorletzten Zeile steigert sich nicht zur Jenseitssehnsucht, wie sie etwa Paul Gerhardt in seinem bekannten Adventslied ausspricht: „Ach komm, ach komm, o Sonne, / Und hol uns allzumal / Zum ewigen Licht und Wonne / In deinen Freudensaal“, oder auch Johann Sebastian Bach, der in der Kantate „Christus, der ist mein Leben“ den Tenor singen läßt: „Mit Freuden, ja, ja, mit Herzenslust will ich von ihnen scheiden. Und hieß es heute noch: Du mußt!“ Ebenso weit entfernt ist dieses „hoff' ich“ von Robert Gernhardts tragischem „Ach“. Nein, hier sagt einer, der das Leben liebt und darin keiner Ermahnung von seiten des ihm wohlbekannten Bertolt Brecht bedarf, daß er es auch gefaßt, in Hoffnung lassen kann.

Ein Akt des Vertrauens ist auch das folgende „Testament“, in dem sich *Eva Zeller* im Hinblick auf ihre Grablegung mit dem Gelähmten identifiziert, der nach dem Markusevangelium (Mk 2, 1–12) von vier Helfern durch das aufgebrochene Lehmdach eines Hauses zu Jesus hinabgelassen wurde. Jesus sicherte ihm das Erbarmen Gottes zu und heilte ihn.

Testament

Und wenn es dann soweit ist
sollt ihr wegen dem Gedränge
aufs Dach steigen und mich
hinablassen auf meiner Trage
durch die Ziegel hinab
direkt vor Seine Füße¹⁰

Im erfüllten Augenblick die Zeitlosigkeit erfahren

Reflektierter christlicher Glaube weiß, daß wir uns das von der Vernunft erhoffte und von Jesus verheißene ewige Leben nicht vorstellen können. Aber denken können und sollen wir es: als gehirnunabhängige, unzerstörbare, zeit- und raumlose Daseinsweise, in der Teilhabe an der Zeitlosigkeit Gottes. Wenn dies zutrifft könnte auch so etwas wie eine – analoge – Vorerfahrung dieser Ewigkeit möglich sein. Davon spricht an mindestens zwei Stellen seines lyrischen Werkes, das auch mit dem Horst-Bienek-Preis ausgezeichnet wurde, der anglikanischen Pfarrer und Dichter *Ronald Stuart Thomas* deutlich in dem Text „Ankunft“:

Ohne zu wissen
daß du auf der Suche warst
plötzlich
stehst du davor –

das Dorf in den walisischen Bergen
staubfrei
keine Straße hinaus
außer der auf der du hereinkamst.

Ein Vogel schlägt
aus einem grünen Baum
die Stunde, die keine Stunde ist,
die du kennst. Der Fluß trödelt,
um dir einen Spiegel hinzuhalten,
wo du dich sehen kannst
wie du bist: ein Reisender
mit dem Mondhof
über sich, der lange unterwegs
war und jetzt angekommen ist, wo er
begann, und diese
eine Wahrheit staunend entdeckt:
daß man noch alles vor sich hat.¹¹

Ronald Stuart Thomas ist ein Mensch voller Zweifel. Gott ist für ihn verborgen, ein Deus absconditus. Doch kann er plötzlich aufleuchten, so wie die Ewig-

keit in diesem Gedicht. Wir müssen nur etwas innehalten. Wie der Wanderer im walisischen Bergdorf, der den Ruf eines Vogels hört. Er erinnert ihn an den Stundenschlag einer Uhr, doch in dieser gesammelten Ruhe empfindet er die Zeit als „Stunde, die keine Stunde ist, die du kennst“. Sie ist von anderer Qualität als die Zeit, die wir im Alltag mit der Uhr messen. Er wird sich seiner ganzen Lebenszeit bewußt. So erkennt er sich im Spiegel des trägen Flusses als Reisenden auf der Erde im All („mit dem Mondhof über sich“), der nach langem Unterwegssein gerade „jetzt“ an seinem Ausgangspunkt angekommen ist. Die vergangene Zeit, ja die Vergänglichkeit ist wie aufgehoben, denn er entdeckt, „daß man noch alles vor sich hat“. Und das ist, deutlicher als die Übersetzung vermuten läßt, durchaus als Vorfreude auf ein ganzes Leben gemeint: „That there is everything to look forward to“.

Die Erfahrung, die der Text beschreibt, ist keineswegs außergewöhnlich oder rein privat. Augustinus, Boethius und andere haben darauf aufmerksam gemacht, daß wir, wenn wir Zeit denken und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einer Einheit verbinden, dies in einem überzeitlichen Horizont tun, der uns bewußt wird. So sehr wir in der zerrinnenden, vergehenden Zeit stehen, blicken wir über sie hinaus, auf ein „stehendes Jetzt“. Für einen Christen liegt es nahe, darin die zeitlose, ewige Gegenwart des Schöpfers zu ahnen, der alles Zeitliche ermöglicht und den Menschen an seiner Ewigkeit teilnehmen läßt. Darum schreibt Thomas bei der Schilderung einer ähnlichen Erfahrung, dem Blick auf ein von der Sonne erleuchtetes Feld: „Leben ist nicht weitereilen in eine schwindende Zukunft, auch nicht einer erträumten Vergangenheit nachhängen. Es ist das Sichabwenden wie Mose dem Wunder des leuchtenden Busches zu, einer Helligkeit, die so vergänglich schien wie deine Jugend einst, aber die Ewigkeit ist, die dich erwartet.“ Diese Wahrnehmung des absolut erfüllten Augenblicks ist das genaue Gegenteil des Zeitgefühls, das Charles Baudelaire in seinem Gedicht „Die Uhr“ beschrieben hat. Für ihn ist Gegenwart ein Je-schon-zu-Ende-Gegangensein und Leben ein ständiges Abschiednehmen: „Dreitausendsechshundertmal in der Stunde raunt die Sekunde: Gedenke! – Rasch mit seiner Insektenstimme spricht das Jetzt: Ich bin das Ehemals, und ich sog dein Leben mit meinem schmutzigen Rüssel aus.“¹²

Für die Erfahrung des absolut erfüllten Augenblicks rücken hingegen Zeit und Ewigkeit zusammen, weil erstere ohne letztere nicht denkbar ist. Sie werden gleichzeitig. Das macht eine Lebensbeschleunigung, zu der Bertolt Brecht antreibt, ebenso überflüssig wie Ulla Hahns Fluchtweg ins „vollkommene Vergessen“ des Hochgefühls oder Robert Gernhardts tragisches Ach.

ANMERKUNGEN

- ¹ Zum Thema Tod in d. dt. Ggw.lit. insg.: M. Motté, Auf der Suche nach dem verlorenen Gott. Religion in der Literatur der Gegenwart (Mainz 1997) 179–214. Zum selben Schwerpunkt in versch. Epochen der dt. Lit.: Der Tod in Dichtung, Philos. u. Kunst, hg. v. H. H. Jansen (Darmstadt 1989).
- ² B. Brecht, Ges. Werke 8, Gedichte 1 (Frankfurt 1967) 260.
- ³ G. Grass, Fundsachen für Nichtleser (Göttingen 1997) 231.
- ⁴ R. Gernhardt, Lichte Gedichte (Zürich 1997) 206.
- ⁵ U. Hahn, November, FAZ 26. 11. 1988.
- ⁶ D. Grünbein, Den Teuren Toten. 33 Epitaphe (Frankfurt 1994) 19.
- ⁷ D. Grünbein, Den Körper zerbrechen. Rede z. Entgegennahme d. Georg-Büchner-Preises 1995 (Frankfurt 1995).
- ⁸ H. M. Enzensberger, Kiosk. Neue Gedichte (Frankfurt 1995) 129.
- ⁹ K. Marti, Ungrund Liebe. Klagen, Wünsche, Lieder (Stuttgart 1987) 23.
- ¹⁰ E. Zeller, Stellprobe. Gedichte (Stuttgart 1989) 96.
- ¹¹ R. St. Thomas, Das helle Feld. Gedichte, hg. v. K. Perryman (Schondorf 1995) 59.
- ¹² Ch. Baudelaire, Les fleurs du mal. Die Blumen des Bösen, übers. v. F. Kemp (Frankfurt 1962) 137. Z. Versuch dar auf einen poetischen Nihilismus aufzubauen: K. H. Bohrer, Der Abschied. Theorie der Trauer: Baudelaire, Goethe, Nietzsche, Benjamin (Frankfurt 1996).

Rainer Maria Thomas ist ein Mensch anderer Zeiten. Seine Gedichte vermissen die Klarheit und Deutlichkeit, die wir von anderen Autoren erwarten, sowie die Klarheit